



Michael Leidner

Verschiedenheit, besondere Bedürfnisse und Inklusion



Grundlagen der Heilpädagogik



Michael Leidner

Verschiedenheit, besondere Bedürfnisse und Inklusion

Grundlagen der Heilpädagogik

4., unveränderte Auflage



Schneider Verlag Hohengehren GmbH

Umschlaggestaltung: Gabriele Majer, Aichwald

Umschlagfoto: @ andybckmn – fotolia.com

Gedruckt auf umweltfreundlichem Papier (chlor- und säurefrei hergestellt).

Leider ist es uns nicht gelungen, die Rechteinhaber aller Texte und Abbildungen zu ermitteln bzw. mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Berechtigte Ansprüche werden selbstverständlich im Rahmen der üblichen Vereinbarungen abgegolten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ›<http://dnb.d-nb.de>‹ abrufbar.

ISBN: 978-3-8340-1481-8

Schneider Verlag Hohengehren, Wilhelmstr. 13, D-73666 Baltmannsweiler

Homepage: www.paedagogik.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Unterrichtszwecke!

© Schneider Verlag Hohengehren, 73666 Baltmannsweiler 2018

Printed in Germany – Druck: Esser, Bretten

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
----------------------	---

Teil 1 **Verschiedenheit**

Kapitel 1	Verschiedenheit und Norm	5
Kapitel 2	Behinderung, Störung und besondere Bedürfnisse	11
Kapitel 3	Erklärungsmodelle für Behinderungen und Störungen	24
Kapitel 4	Leitprinzipien für den Umgang mit Verschiedenheit	55
Kapitel 5	Bildung und Erziehung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen	70
Kapitel 6	Heilpädagogisches Handeln in der Praxis	76

Teil 2 **Besondere Bedürfnisse**

Kapitel 7	Störungen des Verhaltens und Erlebens	95
Kapitel 8	Störungen des Lernens	125
Kapitel 9	Geistige Behinderung	145
Kapitel 10	Störungen der Sprache	155
Kapitel 11	Störungen der Entwicklung – Autismus-Spektrum-Störungen	168
Kapitel 12	Körperliche Behinderung	177
Kapitel 13	Störungen des Sehens und Hörens	185

Teil 3 **Inklusion und ihre pädagogische Unterstützung**

Kapitel 14	Pädagogische Verhaltensmodifikation	197
Kapitel 15	Verfahren zur Entspannung	202
Kapitel 16	Basale Stimulation	208
Kapitel 17	Unterstützung von Empathie und Kooperation	213
Kapitel 18	TEACCH-Konzept	219
Kapitel 19	Förderung des Lesens und Schreibens	223
Kapitel 20	Künstlerisch-kreative Angebote	228

Sach- und Personenregister	237
---	------------

Einleitung

Ausgangspunkt dieses Buches ist die Beobachtung, dass Menschen in vielerlei Hinsicht verschieden sind. Diese Verschiedenheit (auch als Diversität oder Heterogenität bezeichnet) ist *das* zentrale Merkmal moderner Gesellschaften. Für die Erziehung, Bildung und Betreuung hat dies Konsequenzen, da Verschiedenheit immer spezielle individuelle Lernbedürfnisse bedeutet. Diese stehen im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen. Sie umfassen drei Teile.

Im ersten Teil werden zunächst Aspekte von Verschiedenheit diskutiert und anhand von Beispielen dargestellt. Dann geht es um die Unterschiede insbesondere bezogen auf die Lernmöglichkeiten und Entwicklungschancen. Diskutiert werden dabei die Wechselwirkungen zwischen der biologisch gegebenen Verschiedenheit, wie sie sich im einzelnen Menschen zeigt, und den gesellschaftlich bedingten Erwartungen, wie Menschen sein sollen. Im Anschluss daran wird die Entstehung von Verschiedenheit und der gesellschaftliche Umgang damit anhand einiger wichtiger wissenschaftlicher Erklärungsansätze erläutert, um das Verständnis für die Verschiedenheit zu vertiefen. Schließlich geht es um die Frage, wie die Gesellschaft und insbesondere die Pädagogik mit Verschiedenheit, insbesondere mit Behinderung und Störungen des Lernens und Verhaltens, umgehen soll. Dabei werden wichtige Leitkonzepte ebenso betrachtet wie das konkrete pädagogische Handeln der Erziehenden in verschiedenen Einrichtungen.

Die Ausführungen des zweiten Teils geben einen Überblick über wichtige Störungen bzw. Behinderungen, die spezielle Erziehungs- und Bildungsangebote erforderlich machen. Damit Pädagoginnen und Pädagogen dieses Angebot so gut wie möglich auf die individuellen Bedürfnisse der Kinder oder Jugendlichen abstimmen können, benötigen sie hier vertieftes Wissen. Einzelne, besonders häufige Störungen des Verhaltens und Erlebens, des Lernens, der Sprache und des Sprechens, der Entwicklung (Autismus-Spektrum-Störungen) sowie bestimmte Formen der geistigen und körperlichen Behinderung sowie der Sinnesbehinderung werden dabei erläutert. Die Darstellung erfolgt notgedrungen stark verkürzt, Pädagoginnen und Pädagogen sollen lediglich einen ersten Überblick über die jeweilige Beeinträchtigung erhalten. Berücksichtigt werden die Themen Begriffsbestimmung, Entstehung und Maßnahmen, wobei neben den medizinisch-therapeutischen immer auch pädagogische Maßnahmen ausgeführt werden. Das von Medizinern und Psychologen auf der ganzen Welt im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation WHO erarbeitete Einteilungssystem ICD bildet die Grundlage für die Ausführungen. ICD bedeutet International Classification of Diseases, sie liegt derzeit in der 10. Fassung vor, weshalb sie auch als ICD-10 abgekürzt wird. Eine 11. Version wird bereits erarbeitet. Das Ordnungssystem verwendet zur Gliederung eine Kombination aus Buchstaben und Zahlen, auf die in den entsprechenden Kapiteln des vorliegenden Buches verwiesen wird. Durch den Bezug auf die ICD-10

wird hier zum einen gewährleistet, dass der theoretische Hintergrund der einzelnen Störungen auf dem Stand der aktuellen Diskussion ist. Es kann leichter nachvollzogen werden, welche Kriterien vorliegen müssen, damit eine Störung überhaupt diagnostiziert werden kann. Zum anderen schafft der Bezug auf die ICD-10 eine gewisse Einheitlichkeit, die die Kommunikation mit anderen Berufsgruppen, v.a. mit Ärztinnen und Psychologen, erleichtert. Hier nicht berücksichtigt wird das andere weit verbreitete Einteilungssystem, das vom Berufsverband der US-amerikanischen Psychiater (APA) herausgegebene DSM (Diagnostic and Statistic Manual of Mental Disorders), gegenwärtig in der 4. Fassung (DSM IV). Auch hier wird eine neue Version bereits vorbereitet (DSM V oder auch DSM 5).

Der dritte Teil schließlich beschäftigt sich mit ausgewählten pädagogischen Konzepten für die Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen mit besonderen Bedürfnissen. Die hier dargestellten Konzepte sind besonders für die Arbeit in inklusiven Einrichtungen geeignet. Sie erlauben eine individuelle Unterstützung einzelner Kinder, gerade auch innerhalb einer größeren Gruppe. Im Einzelnen werden hier die pädagogische Verhaltensmodifikation, verschiedene Entspannungsverfahren, die Basale Stimulation, das TEACCH-Konzept, verschiedene Maßnahmen zur Unterstützung von Empathie und Kooperation und zur Förderung des Lesens und Schreibens sowie künstlerisch-kreative Angebote vorgestellt. Die Ausführungen zu den einzelnen Konzepten sind keine Anleitung zum methodischen Handeln, sondern sie wollen lediglich einen ersten, orientierenden Überblick geben. Die in der Fachwelt diskutierten kritischen Einwände gegen einzelne Konzepte bleiben unberücksichtigt, da dies den Rahmen dieser Veröffentlichung sprengen würde. Auch auf Großkonzepte mit eigenem Menschenbild und einer Vielzahl an methodischen Formen, die weltweit etabliert und erprobt sind, z. B. MONTESSORI, wird nicht eingegangen, da es zu diesen Konzepten bereits zahlreiche Zusammenfassungen gibt.

Das Buch soll eine Einführung sein, deshalb bleibt es an vielen Stellen naturgemäß an der Oberfläche. Es erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern will – einem Reiseführer gleich – eine Orientierung in einem unbekannten Gebiet zur Verfügung stellen. Theorien und Modelle werden deshalb sehr knapp dargestellt, und nicht alle möglicherweise relevanten finden Eingang in die Darstellung. Wer vertiefte Informationen, insbesondere zu einzelnen Störungsbildern oder bestimmten methodischen Konzepten sucht, wird nach weiterführender Literatur suchen müssen. Deren Verständnis sollte aber nach der Lektüre dieses Buches deutlich leichter fallen.

Aus Gründen der Lesbarkeit gibt es keine doppelte Nennung von weiblichen und männlichen Personengruppen, sondern männliche und weibliche Bezeichnungen wechseln sich ab. Das jeweils andere Geschlecht ist stets mit gemeint.

Teil 1

Verschiedenheit

Kapitel 1

Verschiedenheit und Norm

Kein Kind, kein Jugendlicher gleicht dem anderen. Dies ist eine alltägliche Erfahrung, die jeder Erziehende ständig macht. Kinder und Jugendliche sind verschieden, sowohl im Hinblick auf den Verlauf ihrer Entwicklung als auch auf ihre Möglichkeiten zu lernen. Kinder und Jugendliche sind mal in dem einen, mal in dem anderen Bereich weiter als ihre Altersgenossen. So kann ein Kind mit zwei Jahren flüssig und in ganzen Sätzen sprechen, während ein anderes mit vier Jahren dies nur mit Mühe kann. Die folgenden Beispiele sollen Verschiedenheit weiter illustrieren.

Der zweijährige Dino bewegt sich fort, indem er krabbelt. Er ist sehr geschickt darin, so dass er schnell von einem Ort zum anderen kommt. Laufen kann er nicht. Er kann sich zwar an Stühlen oder ähnlichen Gegenständen hochziehen, schafft es aber nicht, seine Beine so zu koordinieren, dass er läuft.

Die siebenjährige Maya geht in die zweite Klasse. Sie hat große Schwierigkeiten beim Rechtschreiben. Im Diktat ist sie fast immer die Schlechteste. Auch das Lesen fällt ihr schwer.

Der achtjährige Dario wird wegen seines Übergewichts von den anderen Kindern seiner Hortgruppe ausgegrenzt. Sie weigern sich, mit ihm zu spielen und lachen ihn ständig aus.

Die Familie der sechsjährigen Yasna ist vor kurzem aus Serbien eingewandert. Yasna spricht kaum Deutsch, muss aber im Herbst in die Grundschule an ihrem neuen Wohnort gehen.

Das Gehirn von Murat, sechs Monate alt, wurde bei der Geburt durch eine Komplikation, die zu einem Sauerstoffmangel geführt hat, irreversibel (unumkehrbar) geschädigt. Es ist unklar, ob Murat jemals richtig sehen oder hören wird können. Außerdem wird mit großer Wahrscheinlichkeit seine geistige Entwicklung beeinträchtigt sein.

Der vierjährige Ruben schlägt andere Kinder, auch ohne ersichtlichen Grund. Aus diesem Grund flüchten sehr viele Eltern mit ihren Kindern vom Spielplatz, sobald Ruben sich nähert.

Die dreijährige Amelie sieht sehr schlecht und hat vor kurzem eine Brille erhalten. Ihre Sehleistung hat sich jedoch seitdem weiter verschlechtert. Im Kindergarten zeigt sie nur wenig Lust, an den Spielen der anderen Kinder teilzunehmen.

Erziehende werden durch diese Vielfalt oft verunsichert. Sie stehen vor der Frage, ob sie dieses oder jenes Kind noch in gleicher Weise erziehen, bilden oder betreuen können wie andere – oder ob es vielleicht doch ein besonderes Angebot braucht, um sich seinen Potenzialen entsprechend entwickeln zu können. Verschiedenheit oder Diversität (engl. diversity) kann man entlang folgender Merkmale betrachten: Ethnische/nationale Zugehörigkeit, fami-

liäre Situation, Geschlecht, soziale Schicht, materielle Lage, Wohnsituation, Entwicklungsstand, Religion, sexuelle Orientierung, Lernvermögen. Dass Menschen heute verschieden, vielleicht „verschiedener“ als früher sind, hängt damit zusammen, dass jedem Einzelnen viel mehr Möglichkeiten offen stehen, sein Leben zu führen. Gut sichtbar ist dies z. B. an der Ehescheidung, die früher eher selten und verpönt war, heute dagegen als normal empfunden wird. Auch führt die zunehmende Mobilität dazu, dass es in einer Gesellschaft verschiedene Arten zu leben gibt und so u. U. Anpassungsschwierigkeiten in die eine oder andere Richtung entstehen. Für Kinder und Jugendliche kann die Existenz verschiedener, auch entgegengesetzter Werte dazu führen, dass sie Schwierigkeiten haben, sich zu orientieren und beiden Maßstäben gerecht zu werden.

Erziehung und Verschiedenheit

Aus dieser Vielfalt gehen besondere Ansprüche an die Erziehung hervor. So brauchen z. B. Kinder aus unteren, sog. bildungsfernen Schichten mehr Unterstützung beim Erlernen von Lesen und Schreiben als solche aus gehobeneren Schichten – mit der wichtigen und künftig nicht mehr wiederholten Einschränkung, dass das nicht für jedes einzelne Kind aus einer bildungsfernen Schicht zutrifft, für eine größere Gruppe von ihnen im Vergleich zu Akademikerkindern dagegen schon. Kinder aus Migrantenfamilien benötigen häufig spezielle Lernangebote, um die deutsche Sprache zu erwerben und Erfolg im Bildungswesen zu haben.

Besondere Anforderungen an die Erziehung entstehen aber nicht nur durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe wie Migranten oder Einheimische, Jungen oder Mädchen, Unterschicht oder Mittelstand. Vielmehr haben viele Kinder besonderen Erziehungsbedarf, der sich ganz konkret und individuell zeigt. Oft hängt dies mit der Zugehörigkeit zu einer der genannten Gruppen zusammen, oft kann es aber auch sein, dass andere erschwerende Bedingungen vorliegen. Mit erschwerten Bedingungen sind Umstände oder Gegebenheiten gemeint, die das Lernen und die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen beeinträchtigen. Solche Gegebenheiten können in der Person selbst liegen, z. B. wenn Hören oder Sehen Probleme bereiten. Es kann aber auch die Situation, in der jemand lebt, Entwicklung und Lernen beeinträchtigen. Das ist beispielsweise dann gegeben, wenn das Kind in einer Umgebung aufwächst, in der es keine Vorbilder für gesellschaftlich erwünschtes Verhalten hat. Außerdem können auch die Erziehenden solche Erschwernisse verursachen, falls sie wenig einfühlsam auf das Kind reagieren oder die Bedürfnisse des Kindes nicht ausreichend berücksichtigen. Diese erschwerten Bedingungen führen dann dazu, dass die Kinder und Jugendlichen besondere Bedürfnisse haben, die die Er-

ziehung aufgreifen und berücksichtigen muss. Diese Kinder und Jugendlichen brauchen „mehr“ Erziehung oder eine andere Erziehung als ihre Altersgenossen.

Das bedeutet, dass sich ein besonderer Erziehungsbedarf zum einen aus der Zugehörigkeit zu einer der Gruppen ergibt, die für die Verschiedenheit unserer heutigen Gesellschaft typisch sind. Es kann aber auch sein, dass ein besonderer Erziehungsbedarf durch ganz bestimmte Merkmale einer Person gegeben ist. Häufig überschneiden sich beide Möglichkeiten, das heißt, eben weil ein Kind einer bestimmten Gruppe angehört, hat es auch Schwierigkeiten beim Lernen. Das ist beispielsweise der Fall, wenn ein Kind nach der Trennung der Eltern vorübergehend schlechte Schulleistungen zeigt.

Wann bei einem ganz bestimmten Kind oder einem Jugendlichen besonderer individueller Erziehungsbedarf vorliegt, ist oft schwer zu beantworten. In der pädagogischen Praxis reagieren wir auf Unterschiede meistens in der Weise, dass wir uns immer wieder jedem Kind individuell widmen und unsere Lernanreize an seinen Voraussetzungen ausrichten. Kurz, wir unterstützen Kinder und Jugendliche differenziert bei ihrem Lernen. Dies ist insbesondere in kleinen Gruppen in der Regel gut möglich, stößt jedoch an Grenzen, wenn in großen Gruppen die Kinder sehr verschieden sind. Unterschiedlich zu sein ist zwar die Regel, doch manche Unterschiede sind größer, sichtbarer und mit weiter gehenden Folgen verbunden als andere. Was bedeutet das?

Verschiedenheit und Norm

Wenn wir von Unterschieden sprechen, greifen wir dabei stets auf eine bestimmte Norm zurück. Wir können Verschiedenes immer nur als verschieden von irgendetwas Anderem wahrnehmen. Dieses Andere nehmen wir als Nicht-Verschieden, als gleich, als normal wahr. Wir haben also eine Vorstellung von Normalität und was davon abweicht. Diese Vorstellung ist ganz wesentlich davon abhängig, wo und wie wir aufgewachsen sind und in welcher Zeit wir leben. Wir sind nicht die Einzigen, die eine bestimmte Vorstellung von Normalität haben, vielmehr teilen wir sie mit anderen Menschen, die in unserer Nähe leben. Wenn es um die Frage geht, ob ein Kind besondere Lernangebote benötigt, reicht unsere eigene Vorstellung von Normalität und Verschiedenheit nicht mehr aus. Sie kann uns einen ersten Anhaltspunkt geben, welches Kind oder welcher Jugendliche spezielle Bedürfnisse hat. Sie ist jedoch oft beeinflusst durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse und möglicherweise anfällig für Verzerrungen.

Aus diesem Grund orientiert sich die Frage, ob spezielle Lernangebote erforderlich sind, an vier allgemeinen Kriterien von Normalität. Auch diese Kriterien sind keineswegs objektiv, sie sind genauso zeit- und ortsabhängig und

damit auch hinterfragbar wie unsere persönlichen. Im Unterschied zu diesen sind sie jedoch besser begründbar und damit auch leichter zu diskutieren und gegebenenfalls auch zu verändern. Das erste Kriterium, anhand dessen das Ausmaß von Verschiedenheit beurteilt werden kann, ist die biologische Norm. Die biologische Norm gibt vor, wie der Körper oder Teile davon arbeiten sollen. Das störungsfreie Funktionieren eines Organs gilt so als normal, z.B. wenn Leber oder Herz eines Menschen ihre zugeordnete Funktion erfüllen. In gleicher Weise ist die biologische Norm erfüllt, wenn jemand die Arme als Werkzeuge für die unterschiedlichen alltäglichen Verrichtungen gebrauchen kann. Als nicht normal in diesem Sinne gilt, wer z. B. nicht ausreichend sehen oder hören kann. Biologische Normen weiten sich immer mehr aus, da die Medizin ständig ihr Wissen über regelhafte und gestörte Abläufe in Körper und Geist durch neue Erkenntnisse erweitert. Das darf jedoch nicht dazu führen, dass man biologische Normen für unumstößlich hält. Denn oft gehen die Vorstellungen darüber, wie dieses oder jenes Organ regelgerecht funktioniert – und welches individuelle Verhalten dies wohl am besten bewirkt – auch unter den Fachleuten ganz erheblich auseinander.

Normalität und Verschiedenheit lassen sich aber auch anhand der sozialen Norm bestimmen. Damit sind Vorschriften, Regeln und Verhaltenserwartungen gemeint, die es in jeder Gesellschaft gibt, die uns jedoch nicht immer bewusst sind. Verstößt jemand dagegen, so gilt sein Verhalten als abnormal. Wer z.B. zu einem bestimmten gesellschaftlichen Anlass nicht die angemessene Kleidung trägt, muss damit rechnen, nicht eingelassen zu werden. Eine andere soziale Norm besteht darin, sich in bestimmten Situationen in Kindergarten, Schule oder Hort ruhig zu verhalten und konzentriert zu arbeiten. Gerade bei sozialen Normen zeigt sich, dass sie oft nicht für die Gesamtgesellschaft gelten, sondern nur für einzelne soziale Gruppen. Manche dieser Gruppennormen stehen aber im Widerspruch zu den Regeln der Gesamtgesellschaft, was oft zu Konflikten führt und als wesentlicher Faktor bei der Entstehung von Verhaltensauffälligkeiten gesehen werden muss.

Ein drittes Kriterium zur Beurteilung von Verschiedenheit und Normalität gibt die Idealnorm vor. Darunter verstehen wir ein bestimmtes, als schön und attraktiv erachtetes Bild, das als besonders erstrebenswert gesehen wird. So existiert z. B. ein Schönheitsideal, das eine gewisse äußere Erscheinung vorgibt. Besonders gut erkennbar sind Idealnomen an Idolen und Vorbildern. Auch die Mobilität ist in unserer Gesellschaft ein Ideal, das eine Norm vorgibt. Ist die Mobilität durch körperliche Gebrechen dauerhaft und erheblich eingeschränkt ist, so wird dies als anormal gesehen. Die Idealnorm ist jedoch eine Norm, die besonders wandelbar erscheint. Das ist am Beispiel der Mode gut sichtbar, die ja immer wieder ein neues Schönheitsideal hervorbringt.

Schließlich gibt es noch die statistische Norm. Betrachtet man z. B. die Körpergröße, so stellt man fest, dass es eher wenig extrem große oder extrem kleine Menschen gibt. Die meisten Menschen haben eine mittlere Körpergröße. Sie sehen wir als „normal“ an. Die statistische Norm geht also zunächst von der Vorstellung aus, dass bestimmte Merkmale in der Gesellschaft unterschiedlich verteilt sind. Dabei kommen die Extremwerte selten vor, die mittleren, eher durchschnittlichen Werte dagegen häufiger. Zu diesen Merkmalen zählen neben der Körpergröße auch das Körpergewicht oder die Intelligenz. Gemeinsam ist ihnen, dass es bei ihnen ein „Viel“ und ein „Wenig“ mit zahlreichen Zwischenstufen gibt, und die meisten Menschen über ein mittleres Maß davon verfügen. Diese Art der mengenmäßigen Verteilung eines Merkmals bezeichnet man als Normalverteilung. Nicht normalverteilt sind Merkmale wie Haar- oder Augenfarbe, da man hier einfach eine bestimmte Farbe hat, die man nicht nach mehr oder weniger unterscheiden kann. Normalverteilt ist dagegen der Entwicklungsstand eines Kindes zu einem bestimmten Alter. So kann der größte Teil der sechs Monate alten Kinder sich vom Rücken auf den Bauch drehen, ein kleinerer Anteil kann dies noch nicht oder hat diese Fähigkeit schon früher erreicht und sie schon relativ weit perfektioniert.

Fassen wir zusammen: Kinder und Jugendliche sind verschieden. Manche dieser Unterschiede sind stärker ausgeprägt und machen ein besonderes erzieherisches Vorgehen nötig, um die Persönlichkeitsentwicklung zu unterstützen. Die Unterschiede lassen sich als Abweichung von einer Norm betrachtet werden, die in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit gilt. Diese Abweichung von der Norm kann stärker oder schwächer ausgeprägt sein. Ist sie stärker ausgeprägt, kann sie besondere pädagogische Maßnahmen erforderlich machen, da die Persönlichkeitsentwicklung, das Lernen und/oder das Leben in der Gesellschaft erschwert sind. Selbst wenn wir, wie oben dargestellt, verallgemeinerte Kriterien für Normalität und Verschiedenheit haben, ist es dennoch im konkreten Einzelfall schwierig, den besonderen Bildungsbedarf und darauf abgestimmte Lernangebote zu bestimmen.

Was kann man also tun? Zum einen versucht man, mehrere Personen zu beteiligen und so ein genaueres Bild von den speziellen Bedürfnissen, aber auch besonderen Chancen eines Menschen zu bekommen. Zum anderen greift man bei der Bestimmung eines besonderen Bedarfs auf Beobachtungs- und Beurteilungsverfahren wie etwa Tests zurück, die von Wissenschaftlern entwickelt wurden. Sie ermöglichen Aussagen mit höherer Genauigkeit, da sie einen Vergleich mit vielen Kindern und Jugendlichen erlauben. Zugrunde gelegt wird die statistische Norm, d. h. vorab wird an einer größeren Stichprobe untersucht, wie häufig ein Merkmal oder ein Entwicklungsschritt in einer Altersgruppe vorkommt. So kann man nicht nur die Bereiche sehen, wo besonderer Erziehungsbedarf besteht, sondern auch die Fähigkeiten erkennen, die das Kind schon besser kann als andere in seiner Altersgruppe.

Förderungs-Etikettierungs-Dilemma

Die Bestimmung des besonderen Bildungsbedarfs bedeutet jedoch immer auch, dass das Kind oder der Jugendliche aus der Gruppe der Altersgenossen hervorgehoben wird, z. B. dadurch, dass das Kind Einzelförderung in einem besonderen Raum erhält oder Erziehende ein Förderprogramm nur mit ihm durchführen. Dies ist mit dem Risiko verbunden, auch unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und möglicherweise ausgegrenzt zu werden. Dieser Zwiespalt, also einerseits Ansatzpunkte für eine optimale Förderung bestimmt zu haben und andererseits dem Kind bzw. Jugendlichen dadurch eine hervorgehobene Stellung einzuräumen, wird als Förderungs-Etikettierungs- oder Ressourcen-Etikettierungs-Dilemma bezeichnet. Dieses Dilemma ist von besonderer Bedeutung für die Diskussion komplexer Erscheinungen wie Behinderung, Störung oder Entwicklungsverzögerung sowie die Begründung und Rechtfertigung spezieller Erziehungsmaßnahmen. Aus drei Gründen beschäftigen wir uns damit jetzt genauer: Erstens stellen diese Erscheinungen einen wichtigen Teilaspekt von Verschiedenheit in unserer Gesellschaft dar. Zweitens wird mit Behinderung, Störung oder Entwicklungsverzögerung eine besondere Erziehungsbedürftigkeit gerechtfertigt. Und drittens werden v. a. die Bezeichnungen „behindert“ oder „gestört“ als ausgrenzend empfunden und deshalb kritisiert.

Literatur

- CLOERKES, Günther: Soziologie der Behinderten. Heidelberg: Winter 2007. 3. Auflage.
- FLEHMIG, Inge: Normale Entwicklung des Säuglings und ihre Abweichungen. Stuttgart: Thieme 1996. 5. Auflage.
- FREDERICKSON, Norah; CLINE, Tony: Special Educational Needs, Inclusion and Diversity. Maidenhead: Open University Press 2010. 2. Auflage.
- GRUNTZ-STOLL, Johannes; ZURFLUH, Elsbeth: Lösungs-, ressourcen- und systemorientierte Heilpädagogik. Bern: Haupt 2008.

Kapitel 2

Behinderung, Störung und besondere Bedürfnisse

Problematik der Begriffe

Ursprünglich stand eine bessere Förderung und Therapie der Betroffenen im Vordergrund, als vor ca. 100–150 Jahren verschiedene Abweichungen anhand gemeinsamer Merkmale zu Gruppen zusammengefasst wurden. So sprach man von Körperbehinderten, Sehbehinderten und Hörbehinderten. Dazu kamen noch die Sprachbeeinträchtigten. Menschen mit Lernschwierigkeiten wurden als Lern- oder geistig Behinderte bezeichnet. Und schließlich gab es noch diejenigen, deren Verhalten als störend empfunden wurde, weil sie sich nicht an die Regeln des sozialen Umgangs miteinander hielten. Diese Einteilungen waren ursprünglich dazu gedacht, die Umsetzung spezieller Erziehungsmaßnahmen zu erleichtern. Ab den 1960er/70er Jahren wurden sie jedoch immer mehr als ein starres und ungenaues Ordnungssystem empfunden, das der Lebensrealität der Einzelnen zu wenig gerecht wird und zudem die betroffenen Menschen in vielfältiger Weise benachteiligt. Kritisiert wurde insbesondere, dass durch die Verwendung der Kategorien „behindert“ oder „gestört“ die Menschen einzig auf die abweichenden Merkmale reduziert werden. Diese defizitorientierte Perspektive verhindert, dass die immer auch vorhandenen Fähigkeiten und Stärken wahrgenommen werden. Weiter wird eingewandt, dass die Mehrheitsgesellschaft den Betroffenen gleichsam ein Etikett anklebt, das diese ein Leben lang begleitet und ihre Chancen in der Mehrheitsgesellschaft dauerhaft verringert. Häufig dient dieses Etikett dazu, dass Betroffene aus dem Sichtfeld der Gesellschaft entfernt werden und in eigenen Einrichtungen weitgehend unter sich bleiben. In Folge dieser Kritik beginnt sich langsam die Einsicht durchzusetzen, dass Behinderung keineswegs ausschließlich in der Person begründet ist, sondern auch in den Anforderungen der Gesellschaft, die so beschaffen sind, dass manche Individuen ihnen nicht entsprechen können. Diese Wechselwirkung zwischen einem bestimmten Merkmal eines Menschen und der Wahrnehmung und Bewertung dieses Merkmals durch die Umgebung kann also durch die vereinfachende und letztlich individuumszentrierte Rede von „Behinderung“ nicht ausgedrückt werden.

Soll also künftig auf Begriffe wie Behinderung bzw. Störung ganz verzichtet werden? Das ist schwer zu beurteilen. Einerseits schränken sie, wie wir gesehen haben, die Lern- und Entwicklungsmöglichkeiten der Betroffenen ein. Bezeichnungen wie „behindert“ oder „gestört“ gehen von vorhandenen De-

fiziten aus und führen dazu, dass wir den Betroffenen mit deutlich geringeren Erwartungen gegenüber treten. Außerdem sind die Bezeichnungen nur scheinbar einheitlich. In Wirklichkeit sind sie kaum klar zu definieren und verschleiern zudem die Merkmale des Einzelfalls. Gravierend ist schließlich auch, dass sie zu Ausgrenzung, zu Hänseleien und Mobbing der Betroffenen führen und ihr Selbstwertgefühl herabsetzen.

Andererseits: Ein Verzicht auf möglicherweise als ausgrenzend empfundene Bezeichnungen, also die so genannte Dekategorisierung, erschwert nicht nur die sprachliche Verständigung im beruflichen Alltag, sondern bedeutet auch den Verzicht auf spezielle Unterstützung. Dem Förderungs-Etikettierungs-Dilemma entrinnen wir dadurch nicht. Wir brauchen ja einen Namen, um etwas als Schwierigkeit zu erkennen und uns mit Kolleginnen darüber auszutauschen. Die Bezeichnung funktioniert wie ein Türöffner für die besondere Förderung. Nur wenn wir den besonderen Erziehungs- und Bildungsbedarf konkret benennen können, sind wir in der Lage, unsere Maßnahmen speziell auf die betroffenen Personen abzustimmen. Die Kritik an der fehlenden Präzision nicht nur so allgemeiner Begriffe wie Behinderung, sondern auch speziellerer Bezeichnungen wie Lernstörung mag zutreffen, jedoch wird so zumindest eine gewisse Klarheit geschaffen. Diese ist in der professionellen Arbeit mit den betroffenen Menschen unverzichtbar. Die Benennung einer Besonderheit erhöht die Bewusstheit und fördert das Verständnis von Erschwernissen in Schule, Beruf und Alltag. Viele Kinder und Familien werden entlastet, indem die Schwierigkeit des Kindes „erklärt“ wird – selbst wenn dies lediglich ein Name ist, hinter dem eine unvollkommene Theorie steht. Außerdem bietet dieser Name eine soziale Identität und bedeutet die Zugehörigkeit zu einer Gruppe mit den gleichen Erfahrungen. Dies ist gerade auch vor dem Hintergrund der erfahrenen Ausgrenzung nicht ganz unbedeutend. Zu bedenken ist schließlich auch, dass die Begriffe außerhalb der Pädagogik, also etwa in der Medizin oder der Rechtsprechung nicht in gleicher Weise hinterfragt werden und sie in den Systemen zur sozialen Sicherung nach wie vor gebraucht werden. So verhilft z.B. das Etikett „Legasthenie“ bzw. „Lese-Rechtschreib-Störung“ in der Schule durch eine Zeitverlängerung zu besseren Chancen in Prüfungen. Zusammenfassend betrachtet erscheint es kaum denkbar, auf diese Bezeichnungen zu verzichten, ohne neue und andere Benachteiligungen zu schaffen. Der Ausweg, die genannten Begriffe durch vermeintlich schöner klingende zu ersetzen – bekannt ist vielleicht das Beispiel „verhaltensoriginell“ statt „verhaltensgestört“ – ist ebenfalls keine Lösung. Derartige Umbenennungen setzen sich meist nicht dauerhaft durch und bleiben dadurch bloße Modeerscheinungen. Außerdem verharmlosen sie die von den Betroffenen als wirklich vorhanden wahrgenommenen Schwierigkeiten. Sie sind ungeeignet, die nicht-diskriminierende Umwelt zu schaffen, die wir uns wünschen. Vielmehr

sind sie Ausdruck pädagogischer Steuerungsphantasien, gesellschaftliche Mängel durch pädagogische Maßnahmen – hier den Zwang zu einem veränderten Sprachgebrauch – beheben zu können. Behinderung ist eben nicht vollständig ein soziales Konstrukt, das nur aus Bewertungen und Zuschreibungen der Gesellschaft besteht. Die Betroffenen selbst reagieren deshalb auch eher befremdet oder auch amüsiert auf vermeintlich politisch korrekte Bezeichnungen wie „körperlich herausgefordert“ oder „anders begabt“ für Menschen mit körperlichen Behinderungen. Wenn man störende Etikettierungen im direkten Umgang vermeiden will, ist es am besten, die Gesprächspartner selbst nach ihrer bevorzugten Bezeichnung zu fragen (HEWARD 2009, 14–5).

Der völlige Verzicht auf Kategorien wie „Behinderung“, „Störung“ oder „Verzögerung“ scheint also nicht so einfach möglich. Es darf jedoch nicht ausschließlich die Gefahr der Diskriminierung gesehen werden, wenn aufgrund eines fachlich fundierten Entscheidungsprozesses unter weitest gehender Einbeziehung aller Betroffenen ein bestimmter Status des Kindes festgestellt wird, der zu einer zumindest zeitweisen besonderen Betreuung führt. Vielmehr resultiert daraus auch eine Bevorzugung im Sinne einer Kompensation, die mehr Chancengleichheit gewährleisten kann. Gerade die Erkenntnisse der Soziologie, aber auch die Vorschläge der Menschen mit einer Behinderung und die ihrer Interessenverbände machen es jedoch erforderlich, die Begriffe „behindert“ und „gestört“ anders zu fassen. Sie dürfen nicht einfach als Etikett begriffen werden, das einem Menschen von außen aufgeklebt wird, sondern müssen den komplexen Zusammenhang zwischen einem Merkmal bzw. einer Eigenschaft und der daraus resultierenden Reaktion der Umwelt abbilden. Das bedeutet allerdings, dass die Definitionen sperriger und komplizierter werden und dennoch nicht alle Unklarheiten beseitigen. Sie bleiben ein Produkt ihrer Zeit und sind immer nur vorläufig gültig.

Definition von Behinderung nach der ICF

Einen relativ weit ausgearbeiteten Versuch zu einer angemesseneren Begriffsklärung stellt die „International Classification of Functioning, Disability and Health“ oder in der deutschen Übersetzung „Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“ (ICF oder ICIDH-2) dar. Sie wurde von der WHO (Weltgesundheitsorganisation) erarbeitet und 2005 veröffentlicht. Im Rahmen dieser Klassifikation – man könnte auch sagen Einteilung – wird versucht, Behinderung umfassender zu bestimmen. Wesentliches Merkmal ist, dass Behinderung als Ergebnis einer Wechselwirkung zwischen bestimmten Merkmalen einer Person und der Art und Weise, wie die Gesellschaft damit umgeht, gesehen wird. Dieser sog. relationale Behinderungsbegriff berücksichtigt den Einwand gegen bislang gebräuchliche Definitionen,

die Behinderung einseitig als bloße Eigenschaft der Person sehen. Früher gebräuchliche Abgrenzungen zu ähnlichen Begriffen wie „Störung“ oder „Beeinträchtigung“ – etwa hinsichtlich Dauer oder Schwere – trifft die ICF nicht, sondern sie bezeichnet diese als Teilaspekte von Behinderung. Die ICF dient nicht primär zur Definition von Behinderung, sondern sie erfüllt einen praktischen Zweck: Sie ist die Grundlage für die Planung des individuellen Bedarfs an Unterstützung. Damit sind zum einen Rehabilitationsleistungen im Rahmen der gesetzlichen Krankenversicherung gemeint, für deren Verordnung die ICF der Ausgangspunkt ist. Damit sind aber auch heilpädagogische Maßnahmen gemeint, wenn sich aus der Behinderung ein besonderer Erziehungsbedarf ableitet (siehe auch: Einheitliche Terminologie für den Bereich der Sonderpädagogik in der Schweiz. VHN 77 (2008) 3. 268–70. 268). Diese wiederum können anhand der ICF festgelegt werden. So ergibt sich ein individueller Förderplan, der ausgehend von der jeweiligen Lebenssituationen des Menschen und seiner jeweiligen Bedürfnisse die erforderlichen Maßnahmen definiert.

Wir haben bereits gesehen, dass das hervorstechende Merkmal der ICF ist, Behinderung nicht ausschließlich als Eigenschaft des Individuums zu betrachten. Stattdessen muss eine Störung bestimmter körperlicher und/oder geistiger Funktionen oder Strukturen zu konkreten Einschränkungen in der Aktivität und in der Teilhabemöglichkeit in der Gesellschaft führen, damit man von einer Behinderung sprechen kann. Die besonderen Lebensbedingungen des Menschen in der Gesellschaft, in der er lebt, bestimmen also Behinderung mit. Dies ist jedoch noch nicht alles: Auch Gegebenheiten im Umfeld der Person und in der Person selbst bestimmen mit, ob und vor allem in welchem Maß eine Behinderung vorliegt. Damit unterscheidet sich die Perspektive der ICF wesentlich von der früher üblichen Betrachtungsweise, nach der Behinderung oder Störung einseitig als ein mehr oder weniger klar definierbares Defizit einer Person gesehen wurde.

Behinderung als Wechselwirkung zwischen Merkmalen der Person und Gegebenheiten des Umfelds

Es ist also die Wechselwirkung zwischen dem Individuum, seinen Schwierigkeiten und der jeweiligen Lebenssituation, die den Kern dieser Sichtweise ausmacht. Biologische Gegebenheiten (etwa das Fehlen eines Körperteils oder die Störung einer wichtigen geistigen Funktion), psychologische Aspekte (die Fähigkeit, dies zu verarbeiten und subjektiv damit klar zu kommen) und soziale Bedingungen (die Lebensumstände des Menschen in der jeweiligen Gesellschaft, seine konkreten Chancen und die Sichtweise der Anderen auf den Betroffenen) beeinflussen sich wechselseitig und prägen so das Erscheinungsbild der Behinderung. Eine Schädigung einer körperlichen Funktion oder

Struktur – die im Übrigen nicht immer bekannt sein muss – bewirkt eine Einschränkung der Teilhabe des Menschen. Dies entspricht der Herangehensweise des bio-psycho-sozialen Modells vom Menschen, das der ICF zugrunde liegt.

Grafisch dargestellt ergibt sich folgendes Bild:

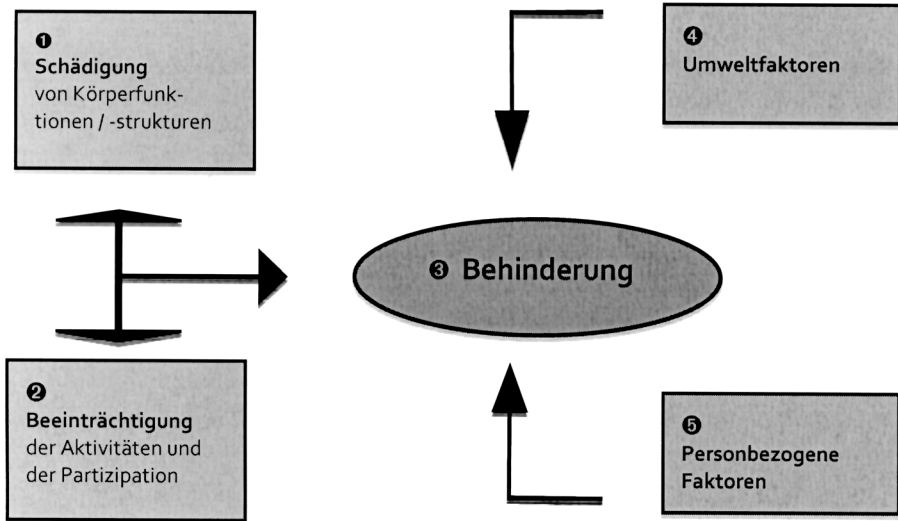


Abb. 1 Elemente der ICF

Die nummerierten Felder der Grafik haben dabei folgende Bedeutung:

1 Schädigung von Körperfunktionen und -strukturen

Bei den Körperfunktionen handelt es sich um physiologische Funktionen (einschließlich psychologischer bzw. mentaler Funktionen), also z.B. das Sehen, die Intelligenz oder das Immunsystem. Unter Körperstrukturen werden anatomische Teile des Körpers, wie Organe, Gliedmaßen und ihre Bestandteile verstanden.

Schädigung bedeutet, dass eine Körperfunktion oder -struktur nicht der Norm entspricht. So kann z.B. die Sprache beeinträchtigt sein oder eine Extremität fehlen. Die Schädigungen können jeweils dauerhaft oder vorübergehend, progressiv (fortschreitend), regressiv (sich zurückbildend) oder statisch (unveränderlich), intermittierend (mit Unterbrechungen auftretend) oder kontinuierlich (andauernd) sein.

2 Beeinträchtigung der Aktivitäten und der Partizipation (Teilhabe)

Mit Aktivität ist die Fähigkeit zur Durchführung einer Aufgabe oder Handlung gemeint. Partizipation oder Teilhabe ist das Einbezogensein in eine Lebenssituation. Beides zusammen macht die Leistungsfähigkeit des Menschen in seiner

jeweiligen Umwelt aus. Beeinträchtigung heißt dann, dass der Mensch bestimmte Aktivitäten nicht durchführen oder bestimmte Lebenssituationen nicht durchleben kann, etwa in den Bereichen Kommunikation, Mobilität, Selbstversorgung oder zwischenmenschliche Beziehungen. Konkret kann es sich dabei u. a. um Einschränkungen beim Erlernen des Lesens, Schreibens oder Rechnens sowie um Schwierigkeiten bei der Haushaltsführung handeln. Zu bedenken ist auch, dass die Möglichkeit zur Partizipation und Teilhabe in verschiedenen Lebensbereichen unterschiedlich stark eingeschränkt sein kann. Das ist beispielsweise bei einer Störung der Wahrnehmung gegeben: Im Kindergarten kann das Kind bei allen Aktivitäten mitmachen, in der Schule erschwert sie eine angemessene Beteiligung am Unterricht und führt so vielleicht zu schlechteren Schulleistungen. Beim Eintritt ins Berufsleben haben sich dann negative Erfahrungen so weit verfestigt, dass sie gemeinsam mit der ursprünglich vorhandenen Wahrnehmungsstörung die Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen deutlich beschränken.

③ Behinderung

Von einer Behinderung sprechen wir dann, wenn eine Störung einer Körperfunktion oder einer Körperstruktur zu einer erschwerten Teilhabe am Leben in der Gesellschaft führt und/oder die Aktivität des Menschen beeinträchtigt ist. Die besonderen Anforderungen der jeweiligen Gesellschaft bestimmen dabei mit, ob eine Behinderung gegeben ist oder ob lediglich eine Schädigung vorliegt. Dies kann etwa der Fall sein, wenn einer Person der Fingernagel fehlt, die in der Gesellschaft üblichen Handlungen jedoch ohne Schwierigkeiten ausgeführt werden können.

④ Umweltfaktoren

Mit Umweltfaktoren sind die äußeren Gegebenheiten gemeint, in denen der Mensch lebt, z. B. der Arbeitsplatz oder das jeweilige gesellschaftliche System. Aber auch der persönliche Kontakt zu Familie und Freunden gehört dazu. Diese Umweltbedingungen können sich fördernd oder hindernd auf das Leben mit einer Beeinträchtigung auswirken. So wird eine Umwelt, in der viele Barrieren vorhanden sind oder Fördermaßnahmen ausbleiben, die Leistungsfähigkeit einschränken.

⑤ Personbezogene Faktoren

Als personbezogene Faktoren werden bestimmte Gegebenheiten in der Biographie bezeichnet, z. B. Geschlecht, Alter, Bildungsstand, ethnische Zugehörigkeit oder auch die Art und Weise, wie ein Mensch sein Leben führt. Aber auch vorangegangene Erfahrungen mit dem Problem, individuelles Leistungsvermögen, die körperliche Fitness oder die Persönlichkeit gehören dazu. In ihrer Gesamtheit beeinflussen sie den Umgang mit dem Problem und bestimmen dadurch mit, wie schwer eine Beeinträchtigung subjektiv erlebt wird.

Ob wir von einer Behinderung sprechen können, ist also von verschiedenen Faktoren abhängig, die sowohl in der Person als auch in der Umwelt liegen. Doch was heißt das in der Praxis. Dazu ein Beispiel: Ich habe eine Störung der Sehfunktion, da ich Objekte in der Ferne unscharf sehe. Woher sie kommt, ist unklar, vielleicht ist sie vererbt. Schon im Kindesalter, mit 10, 11 Jahren, wurde diese Funktionsstörung mit einer Brille ausgeglichen. Seitdem kann ich Gegenstände in der Ferne scharf wie ein Adler sehen. An spezielle Erziehungsmaßnahmen kann ich mich nicht erinnern. Das mag damit zusammenhängen, dass meine Mitschüler und Freunde eine Brille als nichts Besonderes ansahen und ich alle im Alltag und in der Schule gestellten Anforderungen bewältigen konnte. Heute brauche ich in regelmäßigen Abständen eine stärkere Brille, da die Störung der Sehfunktion nicht gleich bleibt, sondern langsam schlechter wird. Mit ihr kann ich einen Beruf ausüben, der mir Spaß macht, kann meinen Haushalt selbständig führen und soziale Kontakte ohne Einschränkungen pflegen. Bei bestimmten sportlichen Aktivitäten aber, beim Schwimmen oder beim Handball, muss ich die Brille abnehmen. Dies führt dazu, dass ich Gesichter erst sehr spät erkennen kann. Dadurch fühle ich mich unsicher. Müsste ich ganz auf die Brille verzichten, so wäre meine Fähigkeit zur sozialen Interaktion dadurch beeinträchtigt, und ich könnte einen Beruf, in dem das wichtig ist, nicht ausüben. Mein sonstiges Leben wäre aber wohl ohne Einschränkungen möglich. Damit kann man in meinem Fall wohl kaum von einer Behinderung sprechen: Die zugrundeliegende Störung ist durch ein einfach zu handhabendes Mittel gut auszugleichen und beeinträchtigt Aktivität und Teilhabe kaum. Anders zu bewerten wäre das Ganze aber, wenn dieses Hilfsmittel in der Öffentlichkeit nicht als modisches Accessoire gesehen würde (so wie heute in unserer Gesellschaft), sondern als Makel, als Zeichen persönlicher Unvollkommenheit. Meine Teilhabemöglichkeit an der Gesellschaft wäre dann eingeschränkt, ich hätte vielleicht schlechtere Chancen, eine Stelle zu bekommen oder wäre nicht in der Lage, Freunde zu finden.

Wir können uns aber in der Fantasie einen ganz anderen Lebensverlauf vorstellen. Wäre meine Sehstörung noch im Kindesalter schlimmer geworden, so hätte dies schlechte Schulleistungen, insbesondere beim Schreiben und Lesen zur Folge haben können. Das Fortkommen in der Schule wäre erschwert gewesen. Dies hätte meine Teilhabe am Leben in der Gesellschaft – im Bereich Schule – beeinträchtigt und damit besondere Erziehungs- bzw. Bildungsmaßnahmen erforderlich gemacht. Ebenso wären bestimmte medizinische Maßnahmen, etwa eine Operation oder ein Augentraining notwendig geworden. Meine Umwelt, also meine Familie oder meine Freunde hätten mich bei meinen Schwierigkeiten unterstützen oder aber alleine lassen können. Denkbare wäre etwa, dass meine Freunde mich von gemeinsamen Unternehmungen ausgeschlossen und mich als „Brillenschlange“ o.ä. beschimpft hätten – mir also

Unbeholfenheit, Schüchternheit und Einsamkeit unterstellt hätten. Diese Ausgrenzung hätte gravierende Auswirkungen auf mein Selbstwertgefühl, meine Persönlichkeit als Ganzes haben können. In diesem Fall hätte Behinderung etwas ganz anderes bedeutet: Nicht mehr nur das Sehen ist beeinträchtigt, sondern die Entwicklung in vielen anderen Bereichen wäre negativ beeinflusst worden – durch die Reaktion meiner unmittelbaren Umgebung. Günstiger hätte sich dagegen eine positive, unterstützende Eltern-Kind-Beziehung in stabilen Familienverhältnissen ausgewirkt. Auch eine offene und optimistische Persönlichkeit hätte die Auswirkungen der Behinderung abschwächen können.

Anhand des Beispiels und seiner Erweiterungen können wir also deutlich die Vorzüge des ICF-Modells sehen: Erstens werden Behinderung oder Störung als relative Begriffe aufgefasst. Damit ist gemeint, dass sie immer von der Wechselbeziehung zwischen einer vorhandenen Beeinträchtigung und den Anforderungen der Gesellschaft abhängen. Beides ist nicht für immer festgelegt, sondern kann im Laufe der Zeit großen Veränderungen unterliegen. Zweitens kann es zeigen, wie das Umfeld sowie bestimmte Merkmale der Person selbst das Ausmaß einer Schädigung beeinflussen. Das Besondere des Einzelfalls wird so viel stärker deutlich. Drittens lassen sich leichter individuelle pädagogische und therapeutische Maßnahmen aus dem Modell ableiten. Als Richtziel dient dabei der funktionale Gesundheitsbegriff der ICF. Danach soll jeder Mensch unter Berücksichtigung seiner persönlichen und sozialen Situation möglichst gesund und kompetent an für Menschen mit und ohne Einschränkungen gleichen Lebenssituationen teilnehmen können.

Bestimmung der individuellen Lebenswirklichkeit mit Hilfe der ICF

Die ICF dient jedoch nicht nur dazu, den Gesamtzusammenhang „Behinderung“ besser zu verstehen. Vielmehr ermöglicht sie es den Praktikern, anhand einer Kombination aus Buchstaben und Zahlen relativ präzise Aussagen über die konkrete Lebenssituation eines Menschen zu treffen. Beurteilungspunkte sind dabei die bereits genannten Kriterien Beschaffenheit der Körperstruktur, der Körperfunktion, der Grad der Einschränkung von Teilhabe und Aktivität sowie von Umwelt- und Personfaktoren. Die subjektive Sicht der Betroffenen fließt dabei mit ein. Wie die genannten Kriterien im ICF weiter unterschieden werden, zeigt die folgende Übersicht.

Klassifikation der Körperfunktionen (bezeichnet durch den Buchstaben **b** für **body**)

Kapitel 1: Mentale Funktionen

Kapitel 2: Sinnesfunktionen und Schmerz

- Kapitel 3: Stimm- und Sprechfunktionen
- Kapitel 4: Funktionen des kardiovaskulären, hämatologischen, Immun- und Atmungssystems
- Kapitel 5: Funktionen des Verdauungs-, des Stoffwechsel- und des endokrinen Systems
- Kapitel 6: Funktionen des Urogenital- und reproduktiven Systems
- Kapitel 7: Neuromuskuloskeletale und bewegungsbezogene Funktionen
- Kapitel 8: Funktionen der Haut und der Hautanhangsgebilde

Klassifikation der Körperstrukturen (bezeichnet durch den Buchstaben **s** für **structures**)

- Kapitel 1: Strukturen des Nervensystems
- Kapitel 2: Das Auge, das Ohr und mit diesen in Zusammenhang stehende Strukturen
- Kapitel 3: Strukturen, die an der Stimme und dem Sprechen beteiligt sind
- Kapitel 4: Strukturen des kardiovaskulären, des Immun- und des Atmungssystems
- Kapitel 5: Mit dem Verdauungs-, Stoffwechsel und endokrinen System in Zusammenhang stehende Strukturen
- Kapitel 6: Mit dem Urogenital- und dem Reproduktionssystem in Zusammenhang stehende Strukturen
- Kapitel 7: Mit der Bewegung in Zusammenhang stehende Strukturen
- Kapitel 8: Strukturen der Haut und Hautanhangsgebilde

Klassifikation der Aktivitäten und Partizipation (Teilhabe) (bezeichnet durch den Buchstaben **d** für life **domains**)

- Kapitel 1: Lernen und Wissensanwendung
- Kapitel 2: Allgemeine Aufgaben und Anforderungen
- Kapitel 3: Kommunikation
- Kapitel 4: Mobilität
- Kapitel 5: Selbstversorgung
- Kapitel 6: Häusliches Leben
- Kapitel 7: Interpersonelle Interaktionen und Beziehungen
- Kapitel 8: Bedeutende Lebensbereiche
- Kapitel 9: Gemeinschafts-, soziales und staatsbürgerliches Leben

Klassifikation der Umweltfaktoren (bezeichnet durch den Buchstaben **e** für **environmental** factors)

- Kapitel 1: Produkte und Technologien
- Kapitel 2: Natürliche und vom Menschen veränderte Umwelt
- Kapitel 3: Unterstützung und Beziehungen
- Kapitel 4: Einstellungen
- Kapitel 5: Dienste, Systeme und Handlungsgrundsätze